

KURSZEITUNG

Nr. 3 - Februar 2001

Das Apostolische Glaubensbekenntnis

Inhalt:

1. Editorial
2. Ein grundlegendes Zeugnis
3. Ich glaube ...
4. Ja zu Gott und Nein zu den Götzen
5. Vater, der Allmächtige

1. Editorial: Bekenntnis – Ernstfall des Glaubens

Ich glaube an Gott... Was sage ich da? – Manchmal ertappe ich mich selber dabei, wie leichthin mir diese vor langer Zeit auswendig gelernten Worte über die Lippen kommen. Manchmal aber – in wachernen Augenblicken – beelendet es mich, wie monoton und teilnahmslos eine durchschnittliche Gottesdienstgemeinde diese bedeutungsschweren Bekenntnisworte herunterleiert. Die alte Leier eben!

Das war nicht immer so. Und es dürfte auch heute nicht so sein! Als 1933 getaufte Juden politisch und kirchlich marginalisiert wurden und die Judenmission offiziell verboten wurde, stand für Dietrich Bonhoeffer das christliche Bekenntnis selbst auf dem Spiel (er sprach vom *status confessionis*, einer Frage, die das Glaubensbekenntnis selber betrifft). Prominente evangelische Theologen wie Karl Barth und Martin Niemöller pflichteten ihm bei. Daraus entstand die sogenannte Bekennende Kirche Deutschlands, die die Haltung zum Nationalsozialismus als Frage des christlichen Bekenntnisses verstand. Später wurde die Bekenntnisfrage (vornehmlich vom Ökumenischen Rat der Kirchen) auf andere gesellschaftspolitische und sozialethische Fragen angewandt: etwa Apartheid, Rassismus, Aufrüstung und Militarismus.

Für uns Christinnen und Christen indes der prominenteste Vertreter, der die Bekenntnisfrage (*status confessionis*) stellte, war Jesus von Nazaret: «Niemand kann zwei Herren dienen; er wird entweder den einen hassen und den andern lieben, oder aber er wird zu dem einen halten und den andern verachten. Ihr könnt nicht Gott und dem Mammon dienen.» (Mt 6, 24) Wenn wir sehen, wie heute die wirtschaftlich-neoliberale Logik der Profitmaximierung immer globaler und totaler wird, während sich die Schere zwischen arm und reich, Nord und Süd immer weiter öffnet und zumal wenn uns hier in der Schweiz noch die jüngsten Ereignisse rund um das Weltwirtschaftsforum von Davos in den Knochen sitzen, dann ist dieses Jesuswort heute aktueller denn je. Die Entscheidung gegen

eine gewinnorientierte Wirtschaft der Sieger und für eine lebensfördernde Wirtschaft für alle als Bekenntnisfrage (*status confessionis*)?

Es geht also bei der christlichen Bekenntnisfrage nicht um eine harmlose intellektuelle Spielerei. Vielmehr steht hier der Glaube insgesamt auf dem Spiel.

Ich glaube an Gott... Mit dieser Nummer beginnen wir einen kleinen Kommentar zum Apostolischen Glaubensbekenntnis, der sporadisch in späteren Nummern weitergeführt wird. Die Texte sind einer Serie entnommen, die im vergangenen Jahr für das Berner Pfarrblatt verfasst wurden. Ich habe bei der Konzeption dieser Serie mitgearbeitet.

Das Apostolikum hat einen doppelten Vorzug: Es verbindet uns heute unter allen grossen christlichen Kirchen sowie über die Jahrhunderte hinweg mit den Christinnen und Christen bis zurück in die alte Kirche.

Daneben aber brauchen wir auch stets Neuformulierungen des Bekenntnisses in unserer Sprache und aus unserer aktuellen Situation heraus. Die Zeitschrift Publik-Forum hat deshalb 1998 ein *Credo-Projekt* gestartet, das bis heute weitergeführt wird. Tausende sind bisher der Einladung gefolgt, eigene Glaubensbekenntnisse einzusenden. Eine Auswahl davon wurde unter dem Titel *Mein Credo* publiziert (Angaben siehe S. 7). Ein «Projekt des Heiligen Geistes», wie der neuernannte Kardinal Karl Lehmann kommentiert. Die eingestreuten Bekenntnistexte sind, wenn nicht weiter vermerkt, dieser Publikation entnommen.

Felix Senn

2. Ein grundlegendes Zeugnis

Das Credo ist das zentrale Bekenntnis der abendländischen Christenheit. Es ist aus dem Kern der biblischen Bekenntnisse und aus der frühchristlichen Taufpraxis hervorgegangen und in seiner heutigen Textgestalt seit dem 8. Jahrhundert greifbar. Es enthält die wesentlichen Aussagen der apostolischen Verkündigung.

Das Glaubensbekenntnis ist die dankende und lobende Antwort des Glaubens auf das Wirken Gottes, der durch Jesus Christus und seinen Geist Erlösung und Befreiung stiftet. Es ist die Entscheidung, die Nachfolge Jesu zu wagen. Bis in unsere Tage besiegelten viele Christinnen und Christen ihre Treue mit dem Martyrium.

Das Credo stiftet dort, wo es nicht zu einem gedankenlosen Lippenbekenntnis verkommt, die Gemeinschaft der Glaubenden und ihre Einheit. Und es grenzt ab von konkurrierenden Auffassungen (Irrlehren) und lebensbedrohenden Ideologien.

Zu stets neuer Interpretation

Das hohe Prestige unseres Textes ergab sich einst vor allem aus seiner Ursprungslegende. Jeder der zwölf Apostel soll zum Glaubensbekenntnis eine Aussage beigetragen haben. Auch Thomas von Aquin (1225-1274), der bedeutende Theologe und Kirchenlehrer des Mittelalters, teilte diese Auffassung. Die Aussagen des Credos

gaben für ihn ob ihrer Bedeutsamkeit die Basissätze zur Errichtung seines imponierenden Lehrgebäudes ab. Obwohl nun Thomas die Ursprungslegende als historische Begebenheit verstanden hatte, konnte er aber dennoch zur Auffassung gelangen, das Glaubensbekenntnis sei bei aller Altehrwürdigkeit immer wieder neu zu formulieren.

Die Treue zum Ursprung erfordert in der Tat eine immer wieder neue situationsgerechte Übersetzung. Die Sprachbarrieren zwischen verschiedenen Zeitepochen und Kulturen können nicht einfach mit der Repetition der alten Vokabeln und Formeln übersprungen werden. Sonst gerieten die Glaubensaussagen des Credo unter der Hand zu unverständlichen und unfruchtbaren Formeln und zum Grund geistiger Frustration.

Leitlinien

Seit den frühen Zeiten des Christentums finden sich immer wieder auch Privatbekenntnisse einzelner Christen und von Gruppen von Gläubigen. Und seit den sechziger Jahren unseres Jahrhunderts drängt sich auch bei uns wieder vermehrt die Frage nach "zeitgenössischen" Glaubensbekenntnissen auf. Bekannt geworden ist dabei vor allem das Postulat nach "Kurzformeln des Glaubens" von Karl Rahner (1904-1984). Dabei soll das überkommene Apostolische Glaubensbekenntnis nicht etwa verdrängt oder gar ersetzt werden. Umso dringlicher ist dafür aber eben eine angemessene Interpretation seines Motivreichtums und seiner sprachlichen Prägnanz.

Wenn bei der Aneignung des Credo gegenüber den Verstehensbemühungen von "einfachen Gläubigen" und Theologen und Theologinnen von Seiten der Kirchenleitungen nicht selten mit Skepsis oder gar Repression reagiert wird, kann an eine Einsicht von Kardinal John Henry Newman (1801-1890) erinnert werden. In seinen historischen Studien zeigte er auf, wie in den Glaubenswirren des 4. Jahrhunderts die Rechtgläubigkeit nicht durch die Bischöfe, sondern durch die einfachen Gläubigen gerettet worden war.

Die für uns wohl bedeutsamste Leitlinie zur Interpretation des Credo ist das Prinzip der "Hierarchie der Wahrheiten" (2. Vatikanisches Konzil, Ökumenismusdekret Nr. 11): "Beim Vergleich der Lehren miteinander soll man nicht vergessen, dass es eine Rangordnung oder ‚Hierarchie der Wahrheiten‘ innerhalb der katholischen Lehre gibt, je nach der verschiedenen Art ihres Zusammenhangs mit dem Fundament des christlichen Glaubens." Die wegweisenden und massgeblichen Orientierungshilfen bei unseren Interpretationen des christlichen Credo finden wir beim authentischen Jesus aus Nazaret und seinem Wirken für das Anbrechen des Reiches Gottes.

Pietro Selvatico, Dr. theol.,
Professor für systematische
Theologie, Fribourg

3. Ich glaube ...

So beginnt das Apostolische Glaubensbekenntnis. Diese zwei Worte sind uns so vertraut, dass wir sie meist überlesen und nicht weiter

bedenken. Dabei ist, was wir hier sagen, alles andere als selbstverständlich.

«Ich glaube.» Im Grunde genommen sage ich in diesen zwei Worten etwas Ungeheuerliches. Und ich darf solche Worte nicht leichtfertig in den Mund nehmen.

Selbstverpflichtung

«Ich» – nicht: «Wir»! Ich kann mich bei einem solchen Satz nicht verstecken hinter der grossen Masse. Ich selber verantworte, was ich da bekenne. Ich in meiner ganzen Person bin gefragt und herausgefordert. Niemand entlastet mich. Ich kann die Verantwortung nicht abschieben, etwa, indem ich denke: «Die Institution Kirche mit ihrer ehrwürdigen, jahrhunderte-alten Tradition weiss schon, was für mich als Christ oder Christin wichtig ist.» Ich kann mich weder in der Gemeinschaft der Gläubigen beim Gottesdienst, wo das Glaubensbekenntnis meist gesprochen wird, noch hinter dem kirchlichen Lehramt verstecken.

«Ich glaube.» Das bedeutet eine Selbstverpflichtung, für die ich allein geradestehen muss.

Praxis des Lebens

Glauben – nicht: Bekennen. Ein Bekenntnis ist schnell (nach- oder mit-)gesprochen. Aber was ich im Bekenntnis sage, im Leben auch einzulösen, ist anspruchsvoller. Und doch geht es gerade darum, wenn ich sage: «Ich glaube.» Glauben beinhaltet viel mehr als eine Aussage des Glaubensbekenntnisses für-wahr-halten.

Das deutsche Wort «glauben» geht zurück auf das germanische «glaubjan», was soviel bedeutet wie «für lieb halten». Und das lateinische Wort «credere/credo» ist wohl abgeleitet von «cor dare» (= das Herz geben). Das griechische Wort dafür heisst «pisteuein», was sich übersetzen lässt mit: sich fest machen, vertrauen, treu sein. – Wer also glaubt, «gibt sein Herz an etwas, das er für liebenswert hält und zu dem er deshalb fest und treu steht» (Norbert Scholl). Auf diesem Hintergrund ist mit Augustinus zu unterscheiden zwischen dem existentiellen Vollzug des Glaubens und den inhaltlichen Aussagen des Glaubens, zwischen Glaubenspraxis und Glaubensbekenntnis. Und innerhalb dieser Unterscheidung kommt alles auf die Praxis an. Gläubig bin ich noch nicht, wenn ich mich zu Gott bekenne, wenn ich das Glaubensbekenntnis mitspreche. Gläubig bin ich erst, wenn ich im Tun, im Alltag (persönlich, familiär, gesellschaftlich...) Gott-gemäss lebe und handle. Glaube ist eine existentielle Lebenshaltung, eine bestimmte («göttliche») Ausrichtung des ganzen Lebens. Das Glaubensbekenntnis (und die spirituell-liturgischen Vollzüge wie Gebet, Gottesdienst und Sakramente) ist nur ein Hilfsmittel, um wirklich mit der ganzen Existenz im Alltag zu glauben.

«Ich glaube.» Wenn ich das sage, ohne wirklich zu glauben, verliere ich mein Gesicht, werde ich un-glaub-würdig.

Angewiesen auf andere

Glauben kann ich nicht allein, denn Glauben ist anspruchsvoll und beansprucht mich in meinem ganzen Leben. Es ist deshalb sinnvoll und wichtig, das Glaubensbekenntnis öffentlich und zusammen mit anderen zu sprechen. Erstens brauche ich Gleichgesinnte, die mich

stützen und tragen. Das ist der Sinn von Kirche als Gemeinschaft der Glaubenden. Zweitens erhöht sich durch das öffentliche Bekenntnis für mich die Verbindlichkeit. Ich kann auf das, was ich da sage und bekenne, behaftet werden.

Die Unterscheidung von Glaubenspraxis und Glaubensbekenntnis gilt es allerdings auch in diesem Zusammenhang nicht zu unterschlagen: Es ist möglich (und die Erfahrung belegt das immer wieder), dass jemand, der nie in die Kirche geht, ja vielleicht sogar mit Religion nichts zu tun haben will, in seiner Lebenshaltung und seinem Handeln gläubiger ist als ein regelmässiger Kirchgänger, der jeden Sonntag das Glaubensbekenntnis spricht. Die Grenze zwischen Glaube und Unglaube ist also nicht identisch mit den Grenzen der institutionellen Kirche(n) und auch nicht mit den Grenzen der Religionen. Echt Glaubende haben deshalb keine Berührungsängste mit Menschen anderer religiöser und weltanschaulicher Herkunft und suchen das Gespräch und die Zusammenarbeit mit diesen.

«Ich glaube.» Wenn ich solches bekenne und in meinem Leben existentiell vollziehe, weiss ich mich verbunden mit allen Menschen «guten Willens», getragen von allen wirklich glaubenden Menschen – weltweit.

Felix Senn

4. Ja zu Gott und Nein zu den Götzen

Römische Schriftsteller und Behörden bezeichnen in ihren Texten und Erlassen die Christen der ersten zwei Jahrhunderte immer wieder als Atheisten. Christinnen und Christen erhielten diesen Beinamen, weil sie sich dem Kaiserkult verweigerten. Viele von ihnen erlitten deswegen Verfolgung und Martyrium. Die Politik des Römischen Reiches war in Sachen Religion von einem Macht erhaltenden Pragmatismus, ja Zynismus geleitet: Die unterworfenen Völker und Gruppen durften nach ihrer Zwangseingliederung ins Imperium ihre traditionelle Religion weiterhin pflegen. Einzige Bedingung, von der nur die Juden ausgenommen waren: sie mussten das Bild des Kaisers verehren. Dieser Kaiserkult war das einigende ideologische Herrschaftsband. Er hatte das durch Gewalt und Eroberung zustande gekommene Reich zusammenzuhalten und den Menschen klar zu machen, was sie waren – Untertanen des römischen Kaisers.

Das Bekenntnis zum Gott Jesu führte die ersten Christen aus der Perspektive der römischen Autoritäten in den Atheismus. Ihr Glaube an Gott bedeutete für sie ein Nein zur Vergöttlichung eines endlichen Wesens. Sie brandmarkten die politisch motivierte Verabsolutierung des Kaisers mit religiösen Kategorien, die ihnen vertraut waren, nämlich als Götzendienst.

Von Menschenhand gefertigte Nichtse

Dieses Nein zum Götzendienst, das seinen Ursprung im Ja zum Gott des Lebens hat, ist ein Eckpunkt in der Tradition des jüdisch-christlichen Glaubens. Propheten wie Amos, Jesaja, Jeremia, Daniel, Baruch und viele andere haben den Götzendienst ihrer Zeitgenossen mit einer Kraft des Wortes gezeisselt, die noch heute berührt. Ihr aufklärerischer Spott über die von Menschenhand angefertigten Götzen ist unerreicht: "Sie alle sind Nichtse, ihr Tun ist ein Nichts." "Nichtig und wesenlos sind die Bilder der Götter." "Die Götzen sind aus

Holz, das man im Wald schlug." Die Menschen "knien nieder vor einem Holzklötz". "Die Bilder sind Trug, kein Atem ist in ihnen."

Die prophetische Kritik lässt es jedoch nicht mit Hohn und Spott bewenden. Sie legt auch die Logik bloss, die zur Entstehung des Götzendienstes führt. Die Götzen sind ein Ausdruck der Macht eben jener Menschen, die sie hergestellt haben. Es sind Verhältnisse der Herrschaft und der Gewalt, die den Götzendienst hervorbringen. Wer die Götzen Babels anbetet, erkennt damit die Macht Babels über Israel an, und zwar als eine Macht göttlichen Ursprungs. Und die Macht Babels wäre so als eine Macht des Guten legitimiert, analysiert der Prophet Jeremia. Die Götzen Babels zu verehren hiesse also, die Herrschaft der Unterdrücker zu akzeptieren. So kommt es denn, dass von "Menschenhand gefertigte Nichtse" Macht über die Menschen erlangen und sie wie ein Moloch verschlingen.

Demgegenüber ist – so schärfen uns die Propheten ein – der Glaube an Jahwe, den lebendigen Gott und Schöpfer, ein Akt der Subversion. Er verweigert den Götzen die Verehrung, weil er sie als Machwerk von Menschen im Dienste der Unterwerfung und der Versklavung durchschaut. Der Glaube an Jahwe verweigert damit die Anerkennung von Verhältnissen der Gewalt. Er drückt den Willen zur Befreiung und Freiheit aus.

"Demut gegenüber den Vorgängen des Marktes"

Religiöse Sprachspiele in der Art, wie sie von den Propheten bloss gestellt werden, sind auch in der Gesellschaft der Gegenwart immer wieder zu beobachten. Der amerikanische Ökonom George Gilder spricht in seinem klassischen Werk "Reichtum und Armut" davon, dass alles Handeln im Bereich der Wirtschaft "in irgendeiner Weise religiös" sei. Der Augenblick, "in dem Investitionen getätigt werden, ist ein Augenblick ... der Erwartung, ja sogar des Glaubens"; "nur der Glaube kann die Berge versetzen, ... die der geplagten Wirtschaft der westlichen Welt heute im Wege stehen". Und der Ökonom Friedrich von Hayek, der geistige Vater des Neoliberalismus, formuliert geradezu andächtig, dass "die grundsätzliche Einstellung des wahren Individualismus eine Demut gegenüber den Vorgängen des Marktes" sei. Die Welt der Wirtschaft und des Geldes ist ein Gott geworden, vor dem die Menschen in Demut und Unterwerfung niederzuknien haben.

Darüber gibt auch ein Blick in den Wirtschaftsteil jeder Zeitung Auskunft: Der Euro erlitt gestern einen weiteren Kursrückgang. Der Dollar befindet sich nach wie vor im Aufwärtstrend. Das Handy erobert den Schweizer Markt, usw. Die Subjekte des Wirtschaftens sind nicht mehr die Menschen, sondern die Preise und die Waren. Der Mensch ist von der Bildfläche verschwunden. Er funktioniert nur noch als Objekt dieser Subjekte; dem Werk seiner Hände opfert er Leben und Freiheit. Kurz: Es wird die Logik des Götzendienstes sichtbar, die von den Propheten so sehr gezeigelt wird.

Ein Gott des Lebens

Die Götter von heute tragen verschiedene Namen. Zum Beispiel: Börse, Geld, Flexibilität, Mobilität, Tempo oder Sachzwang. Stets ist es jedoch die selbe Verkehrung. Statt dass der Mensch, wie die katholische Sozialverkündigung betont, Mittelpunkt und Ziel des wirtschaftlichen Handelns ist, wird er zum Objekt. Die verheerenden

sozialen und gesellschaftlichen Folgen dieser Todesspirale bedürfen keiner grossen Erläuterungen.

Vor diesem Hintergrund fordert uns der erste Artikel des Glaubensbekenntnis immer wieder dazu auf, mit unserem Ja zum Gott Jesu, diesen Mechanismen des Todes unseren Glauben zu versagen. Die zentrale Herausforderung für die Kirche ist heute denn auch nicht mehr der Atheismus oder der Unglaube in einer angeblich säkularisierten, weltlich gewordenen Welt. Statt dessen ist es das Engagement gegen den Götzendienst in all seinen Formen und Konsequenzen wie Marginalisierung und sozialer Ausschluss. Weil Gott ein lebendiger Gott ist, der das Leben aller in Fülle will.

Odilo Noti, Dr. theol., Leiter des Bereichs
Kommunikation und Mitglied der Geschäfts-
leitung von Caritas Schweiz

4. Vater, der Allmächtige

Das erste, was ich über Gott sage im Glaubensbekenntnis, ist ‚Vater‘. Ich gestehe, das beunruhigt mich. Es ist nicht so, dass ich etwas gegen Väter hätte. Väter, die sich um ihre Kinder kümmern und ihnen ein ehrliches, lustiges und klares Gegenüber sind, haben all meine Sympathien. Ich lebe selber mit einem Vater zusammen und weiss, wovon ich rede. Es gehört zum Liebesspiel zwischen den beiden, dass unser kleines Kind seinen Vater anstrahlt, eilig zu ihm hin krabbelt, den Mund zum Gruss weit aufsperrt und ihn glücklich in die Nase beisst. Ich kann diese Begegnung als Gleichnis für Gottes Liebe sehen: Ein Baby erfährt sich als ganz und gar willkommen. Und ein Vater erlebt, dass er mit Haut und Haaren angenommen ist.

Auf älteren Formularen ist noch zu lesen, dass der Haushaltsvorstand zu unterschreiben hat. Im Normalfall wird dabei mit einem Mann gerechnet, der die Seinen – Frau und Kinder – nach aussen vertritt. Der ‚Vater‘ in der Antike war auch so ein Haushaltsvorstand. Ihm konnten diejenigen vertrauen, die sich seiner Ordnung unterwarfen. Vater – mit diesem Wort können sich intensive Zärtlichkeit und Autorität verbinden. Bis vor wenigen Jahren war es in der neutestamentlichen Forschung deshalb üblich, vom ‚Liebespatriarchat‘ zu reden: Alle können gut leben, wenn jeder und jede die eigene Aufgabe gut erfüllt. Der Vater leitet und befiehlt in Liebe, die Ehefrau und die Kinder gehorchen in Liebe. Und Gott, der Vater, ist in seiner Allmacht guter Vater all seiner Geschöpfe.

Der gute Vatergott ist deshalb ein Korrektiv für menschliche Väter, wird argumentiert, wenn jemand diese Gottesanrede als sexistisch und gefährlich kritisiert. Die Gottesbezeichnung ‚Vater‘ beinhaltet sogar eine scharfe Kritik an die Adresse der irdischen Patriarchen: "Nennt euch nicht Vater!, heisst es etwa, denn ihr habt nur einen Vater, den im Himmel!"

Vater – so mögen viele Kinder und Erwachsene trotz dieser Verteidigung aber doch nicht beten, da sie von ihrem eigenen Vater zu sehr enttäuscht und verletzt worden sind. Und unsere Arbeitsgesellschaft, die zu oft den Kindern die Väter wegnimmt, macht es den Menschen auch nicht einfacher, sich unter einem Vater etwas anderes als einen blassen, überarbeiteten und gereizten Mann nach Feierabend vorzustellen.

Aber zum Glück existiert in der Bibel das Bilderverbot. Das ist nicht so zu verstehen, dass sich die Menschen überhaupt kein Gottesbild machen dürfen. Es bedeutet, dass sie sich mehr als eines machen sollen. Das heisst, der Vater, der im Credo so dominant daherkommt, braucht Verstärkung und Korrektur, damit Gott nicht vereinnahmt, festgelegt, und so zum Götzen, zum Vatergötzen wird. Dafür stellt uns gerade die Bibel zahlreiche Bilder zur Verfügung: Gott, schroff und engagiert im Einsatz für Gerechtigkeit. Gott, die schwanger ist, in Geburtswehen liegt und stillt. Gott, erfahrbar im leisen Windhauch...

Die nähere Bestimmung des Vaters als Allmächtigen macht die ganze Sache noch komplizierter: Im Namen des Vaters, des Allmächtigen, wurden Menschen mundtot gemacht und Kulturen ausgerottet. Das Gewicht des Allmächtigen hat viele Leute, gerade Frauen, am aufrechten Gang gehindert. Biblisch ist der Gedanke der Allmacht übrigens nicht: Gott ist erfahrbar in Beziehung, Gott engagiert sich, leidet mit, freut sich. Gott, der Allmächtige, entpuppt sich angesichts des Leides in der Welt als problematische Gottesvorstellung: Wie konnte er/sie durch die Jahrtausende all den Schmerzen zuschauen, Krieg und Unrecht zulassen? Eine beschwichtigende Antwort muss vorsichtig sein, damit sie nicht oberflächlich und zynisch wird.

Der Allmächtige braucht wahrscheinlich ein time-out, sonst verschwindet er samt seinen heiligen Söhnen und ihrer Kirche im Vergessen. Wir brauchen einander und unsere verschiedenen Bilder von Gott, um Gott am Leben zu erhalten:

"Wenn ich sehe, dass mein Gegenüber schwarz und männlich und blind ist, weiss ich nicht, was das für diese Begegnung oder für mein Gegenüber im allgemeinen bedeutet. Ich muss mir schon die Mühe machen, in einen Dialog zu treten und eine Begegnung zu riskieren, wenn ich erfahren will, wen ich jeweils vor mir habe. (...) Wenn wir es schon nicht schaffen, uns keine Bilder zu machen, dann gelingt es uns vielleicht wenigstens, uns nicht nur eines zu machen, sondern viele; keine statischen, sondern veränderbare, erfahrungs- und kontextbezogene. (...) Wir alle sind Ebenbild Gottes, und wir wissen zum jetzigen Zeitpunkt nicht, wer jetzt noch fehlt, wer sich ins Gesamtbild noch eintragen wird..." (Dorothee Wilhelm, Gottebenbild im Plural, Fama 4[1997]8).

Regula Grünenfelder, dipl. theol.,
Fachmitarbeiterin der Bibelpastoralen
Arbeitsstelle SKB in Zürich,
Dozentin TKL